

"Der knarrende Baum steht am längsten"

Autor(en): **Bebermeyer, Renate**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **41 (1985)**

Heft 2

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-421424>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

was für ein Teufel uns begegnet. Der Teufel einer Sage, die mit erhobenem Zeigefinger droht, flößt uns Angst ein; der Teufel einer Sage, die den kleinen Leuten Mut einflößen will, macht sich lächerlich. Um so weniger wir freilich über den Teufel ‚selbst‘ wissen, um so mehr Vorsicht ist im Umgang mit ihm geboten. Was die Sagen angeht, schlage ich vor, sie nicht als Anleitung, sondern zur Unterhaltung zu lesen. Die Sprachwissenschaft kann dann Lesehilfe leisten statt Lebenshilfe, und bei diesem Anspruch ist mir wesentlich wohler.

Literaturhinweise

- ¹ Die besprochenen Urner Sagen finden sich alle bei Josef Müller, Sagen aus Uri, Bd. 3, Basel 1969.
- ² Zur Sprechakttheorie siehe John Searle, Sprechakte, Frankfurt 1971, und Götz Beck, Sprechakte und Sprachfunktionen, Tübingen 1980.
- ³ Götz Beck, wie Anmerkung 2, S. 21.
- ⁴ Zu Eulenspiegel in der schweizerischen Volksüberlieferung insgesamt siehe Barbara Grisch/Alexander Schwarz, Vom Urispiegel, in: Eulenspiegel-Jahrbuch 1985.
- ⁵ Georg Fient, Lustig Gschichtenä, (2) Chur 1910, S. 4—7.
- ⁶ Gesammelt in E. L. Rochholz, Schweizer Sagen aus dem Aargau, Aarau 1856, Reprint Zürich 1980; siehe besonders die Vorrede zum 2. Band.

„Der knarrende Baum steht am längsten“

Von Dr. Renate Bebermeyer

„... bis die Baumruinen brechen“, „Tiefer Blick ins Herz kranker Bäume“, „Bäume oder Arbeitsplätze, eine teuflische Frage“, „Baumlos in die Zukunft“: der Baum ist in die Schlagzeilen geraten. Im Mittelpunkt menschlicher Verehrung, Beobachtung, Betrachtung stand er schon immer: Er galt als göttliches Wesen und als Lebensspender; er symbolisierte die Lebenszusammenhänge zwischen Mensch und Natur. Die Weltesche Yggdrasil, der Mondbaum der Babylonier, die Baumgeister der Hindus. Fest verwurzelt ist der Baum im Mythos aller Völker; weitverzweigt und vielfältig verästelt lebt er in Literatur, Dichtung und bildender Kunst.

Heute steht der kranke und sterbende Baum im Brennpunkt der aktuellen, gefühlsbefrachteten tagespolitischen Umweltdiskussion, er ist zum Politikum geworden. Daneben läuft, in Symposien, Vorträgen, Publikationen ein ergänzendes „Rahmenpro-

gramm“, das den kulturellen Status des Baumes zu umreißen versucht: „Der Baum in der Dichtung“; „Das Baummotiv in der Malerei“; „Der Baum in Religion und Philosophie.“

Diese „Begegnungen mit dem Baum“ sind Bestandsaufnahmen nachrufartigen Charakters, in denen die „Alltagslyrik“ des Durchschnittsbürgers, das *Sprichwort*, keine Erwähnung findet. Der Schatten aber, den der literarische Baum im Sprichwort wirft, war für die vielen das *eigentliche*, plastisch-lebensvolle Baumbild: das war *ihr* Baum.

Wie sieht er aus, der Baum im Spiegel des Sprichworts? Der Sprichwortspiegel zeigt einen Baum mit menschlichen Formen und Zügen: Kein naturgetreues, fotografisches Abbild, vielmehr ein Gemälde in der Art der so wirkungsvollen „Naiven“.

In gleichnishafter Form spricht das Sprichwort seine Erfahrungs- und Leitsätze aus — genau wie die ebenfalls moralisch-didaktischen Motivationen verpflichtete Fabel. Die Fabel bevorzugt das Tier als „Medium“ der Verfremdung: sie erzählt vom Tier und meint den Menschen. Das Sprichwort ist universeller, es erweitert den Vergleichsrahmen: jedes Ding, jede Sache kann zur bildhaften Veranschaulichung herangezogen werden. Bildhafte Vergleiche sprechen gewissermaßen „durch die Blume“. Was sagt man solcherart „durch den Baum“?

300 Sprichwörter listet der „Wander“¹ zum Stichwort „Baum“ auf, zu einem Stichwort ganz besonderer Art: Der Baum wird als Symbol für „den Menschen“ gesetzt — des Menschen „Deckname“ heißt „Baum“. Und auf selten eindringliche Weise verschmilzt das Zeichen mit dem Bezeichneten: der Baum wird vermenschlicht, und der Mensch wird zum Zwillingsbruder des Baumes.

Was sagen die Sprichwörter im Detail? Sie sprechen viel vom menschlichen Reifen und Werden und vom menschlichen Miteinander. Sie kreisen um die gewichtigen Lebensphasen Jugend und Alter: „Alte Bäume sind schwer zu verpflanzen.“ „Die Bäume werden im Winter auch grau und der Stamm bleibt gesund.“ Ist hier ein Wunschbild skizziert, artikulieren sich dort Erziehungsgrundsätze allgemeiner Art?

„Man muß den Baum biegen, weil (= solange) er noch jung ist“; „Wenn man den jungen Baum gar zu sehr beschwert, so muß er umfallen.“

Auch auffällige Entwicklungsabläufe und deren Folgen nehmen sprichwörtliche Gestalt an: „Bäume, die zeitig grünen, verlieren die Blätter früh“; „Der Baum, der edle Früchte bringt, wächst langsam.“

¹ Karl Friedr. Wilh. Wander, Deutsches Sprichwörterlexikon, Leipzig 1867.

„Nicht jeder Baum ist ein Kirschbaum.“ Die unterschiedlichen Anlagen und Charaktere des Menschen lassen sich mit Hilfe des „Baumnenners“ besonders markant verbildlichen, wobei das Wünschenswerte hervorgehoben wird. So ist viel von Stärke die Gleichnisrede: „An einem starken Baum ist gut anhalten“ — und von Gesundheit: „Ein guter Baum stirbt nicht, wenn er auch sein Laub verliert“ — und vom Gegenpol, der Schwäche: „Auf einen Baum, der sich neigt, klettern auch die Ziegen.“ Hinter der oft angesprochenen Faulheit: „Faule Bäume — faule Früchte“; „Ein fauler Baum macht mit seinen Blättern mehr Geräusch als ein ganzer Wald mit seinen Feigen“, schimmert das Ideal des Fleißes. Selbstverständlich wird auch das weltbewegende Gut-Böse-Gegensatzpaar auf die sprichwörtliche (Baum-)Formel gebracht: „Ein böser Baum gibt kein gut Reis“; „Ein guter Baum trägt Frucht, wenn man auch mit Prügeln hineinwirft.“ „Bäume, die nahe beieinanderstehen, reiben sich“, „Ein Baum, der allein steht, verkrüppelt leicht“; „Den Baum soll man in Ehren halten, davon man Schatten hat.“

Hinter dem „Baume“ stecken auch Wahrheiten über zwischenmenschliche Beziehungen. Auch Erfahrungssätze über die gesellschaftliche Hierarchie werden in die (baum-)sprichwörtliche Kürze gepreßt. Im Vordergrund stehen dabei „die anderen“, „die da oben“ — und erfreuen sich wohlwollender Betrachtung: „Auch mit großen Bäumen spielt der Wind“; „Hohe Bäume trifft der Blitz“; „Je größer der Baum, je schwerer der Fall“; „Ist der Baum gefallen, sammelt jeder Holz.“ Die Nachteile des Obenseins also stehen im Brennpunkt — zur Mehrung der Zufriedenheit mit dem eigenen Los?

Auch zum uralten Schein-Sein-Phänomen trägt der Sprichwortbaum bei: „Bäume, welche die meisten Blätter haben, tragen oft die wenigsten Früchte“; „Ein krummer Baum trägt oft bessere Früchte als ein gerader“; „Mancher Baum blühet schön und trägt doch keine Frucht.“

Rigorese Norm- und Ordnungsvorstellungen hängen am Baum: „Kein Baum, er schüttelt jährlich seine dürren Äste“; „Man muß den faulen Baum erst kennen, dann verbrennen.“

Sie machen im Grunde die harte Nutzenrechnung auf — getreu dem biblischen „Ein Baum, der nicht gute Frucht bringt...“ (Matth. 3) und preisen den vorbildlichen Baum: „Auf dem Baum kein Blatt, das nicht seinen Nutzen hat“; „Der Baum genießt seiner Äpfel nicht.“ — Trost spendet der Sprichwortbaum: „Auf den ersten Hieb fällt kein Baum“; „Ein Baum, der vom Wetter geschlagen, schlägt doch wieder aus.“

Im Sprichwort in seiner Gesamtheit spiegelt sich das ganze Leben: Fast zu jedem „Wahrsatz“ findet sich der Gegensatz —

in des Wortes doppelsinniger Bedeutung. Anhand des Baumes lassen sich die Relativierungen, die das Leben schreibt, besonders markant hervorheben, lassen sich die vielen Grautöne, die zwischen dem Schwarz und dem Weiß liegen, malen: „Der beste Baum bringt ungleiche Frucht“; „Es trägt kein Baum so gute Frucht, es ist was wurmstichs darunter“; „Es ist nicht allen Bäumen eine Rinde gewachsen.“

Zwischentöne finden sich, die Unbequemes und Resignierendes zu Gehör bringen: „Alte Bäume ersticken mit ihrem Schatten die jungen Aufschößlinge“ — wer sagt nicht, daß zu viele allzu lange am Amte kleben? —; „Wenn der Baum abgeleert ist, sieht ihn niemand an“; „Ein Baum, der bittere Früchte trägt, bringt keine süßen, auch wenn man ihn mit Honig begießt.“

Im Sprichwort rangiert zumeist das Allgemeine vor dem Besonderen; auch beim Baum tritt der „besondere Baum“ in den Hintergrund: einige Baumarten (Buche, Esche) sind nicht stichwortwürdig, mit anderen wird nur „wiederholt“, was auch unter „Baum“ zur Sprache kommt. Eine bescheidene Ausnahme bildet die Tanne da, wo man sie mit der Zeder vergleicht: „Es gibt mehr Tannen als Zedern“; „Nicht jede Tanne ist eine Zeder, aber jede hält sich dafür“; „Wenn die Tannen nicht so häufig wüchsen, so würden sie gerühmt wie Zedern“; „Es ist keine Tanne so klein, sie hofft eine Zeder zu sein.“

Baum und Wald verhalten sich wie der Mensch zu den Menschen; „der Wald“ hat einen „hohen Gemütswert“ — und dennoch ist der „Wald“ kein bemerkenswertes Sprichwortthema. Vielleicht deshalb, weil der so viel beschworene „Gemütswert“ doch recht jungen Datums ist.

Zuerst war es „nur“ der „Baum“: „Baumsterben“, „Tannensterben“. Inzwischen beklagt man längst den „Wald“: „Waldsterben“, „Waldnotstand“, „Waldopfer“, „Waldpfennig“, „Waldzerstörer“, „Waldschützer“, „Waldmitleid“, und die Konsumgüterindustrie nützt die „Gunst der (Wald-)Stunde“: Papierkörbe, Servietten, Gläser, Lampen, Tafelgeschirr — überall begegnet man dem Baumdesign.

Auf symptomatische Weise ist der Baum zum Baum der Erkenntnis geworden, zum Baum der Gifterkenntnis: Giftängste, Gifthysterien gab es immer. Heute aber wird ein Szenario gemalt, in dem der Mensch Täter und Opfer zugleich ist: Er vergiftet die Umwelt und sich selbst. Den ihm so verbundenen Baum hat er bereits getötet.

„Du aber bist der Baum“ — sagt Rilke; „Erst stirbt der Wald, dann stirbt das Tier, dann sterben wir“ — sagen Flugblätter und Spruchbänder. „Kein Baum, der böser Früchte trägt als der Mensch“ — sagt das Sprichwort.